

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 24

Artikel: Die politische Volksgliederung der Zukunft

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mehrmals während dieser Strafpredigt hatte Trine den geistlichen Tröster groß angeschaut, jetzt senkte sie die Augen in den Schoß und gab von da an weder dem Pfarrer noch sonstwem eine Antwort.

In ihren Wochenfiebern aber verriet sie sich. Sie rief oft und laut nach Fritz Steiner, daß er komme sie zu schützen vor dem schwarzen Teufel, der sie mit ihrem Kind in die Hölle schleppen wolle.

Diese Enthüllung rief bei den näher und ferner Stehenden peinliches Aufsehen hervor. Nur bei der Steiner Käthe hatte sie die gegenteilige Wirkung. Diese kam jeden Tag zu Trine, pflegte die Kranke liebevoll, redete ihr freundlich zu und fing sachte an von ihrem geliebten Sohn zu reden, indem sie hoffte, daß das Mädchen den Schleier des furchtbaren Geheimnisses lüften könne. Das halbirre Mädchen kam allmäßig wieder ins Gleichgewicht. Sie vertraute der guten Alten das Verhältnis zu Fritz und das Jagdabenteuer, das ihn ihretwegen in die Berge gelockt hatte. Mehr aber vermochte sie über Fritzens Verschwinden auch nicht zu berichten.

Die Steiner Käthe übertrug auf den Neugebornen alle Liebe, die sie zu ihrem Sohne empfunden hatte, und sorgte sein an Stelle von Trines Eltern und Geschwister, die den schuldlosen Wurm mit feindlichen Blicken als die Ursache ihrer Familienschande betrachteten.

Elsis erste Empfindung war Entrüstung über die offbare Doppelzüngigkeit des verschollenen Steiner. Dann aber kamen die Selbstanklagen um so wuchtiger über sie. Sie hatte den ehrgeizigen Jüngling zu dem verhängnisvollen Abenteuer gereizt, sie hatte dadurch einer alten Mutter die Stütze und Hoffnung, einer jungen, unerfahrenen Dirne den Namen und Gatten und einem unschuldigen Kind den Vater geraubt.

Selbst die letzte Entschuldigung, womit sie bis dahin ihr Gewissen zu beruhigen gesucht hatte, versagte jetzt ihre Wirkung gänzlich. Elsi mußte auch die mögliche Mitschuld Uelis auf sich nehmen, da ihr die Erkenntnis aufdämmerete, daß sie ihrem Geliebten unrecht getan, daß sie mit ihm und seiner Liebe gespielt und beide verspielt hatte.

IV.

Der Föhn hatte den Frühling in die Berge gelockt. Wie ein fahlgrüner Strom springender Flut war das Leben durch den Talgrund heraufgestiegen und brandete hoch an die schneedeckten Hänge. Brausend fielen die Schmelzbäche über die Felswände und rauschten über die Matten und Felder. In die verschossenen Farben der Wiesen mischte sich munteres Grün, durchwirkt von den leuchtenden Farbepünktchen der Schlüsselblumen, der Geißglocken und der Himmelblümchen. Unter dem losenden Föhnhauch spreizten die Blattknospen und Blütenfugeln ihre grünen und weißen Glieder. Die ersten Schwalben segelten in den bald frühlingslauen, bald schneigkalten Luftwellen, und aus dem Bergwald klang gedämpft des Ruckucks fragender Ruf. Wetterspitz, Schwarzhorn und Finsterspitz trugen dichte Wolkenkappen, von denen der Föhn große Flocken löste und am tiefblauen Himmel verstreute.

In den ersten Tagen des Brachmonats wurde Steiners Leiche am Wetterspitz gefunden. Der Moospeter, der aus dem Mitbergwald Brennholz nach der Schutzhütte im Schlupf trug, war durch eine freischende Dohlenshar auf die Unglücksstelle aufmerksam gemacht worden. Der Tote lag, halb unter einer Schneeletsche begraben, auf dem Teufelsdruck in den Stoßplatten am Hexensee. Der Teufelsdruck ist ein kleiner halbrunder Felsvorsprung in den von hand- und Schulterbreiten Gesimsen durchsetzten furchtbaren steilen Felswänden, die aus dem Hexensee gegen den Sattel zwischen Wetter- und Rosenspitz ansteigen. An der Bergseite dieser kleinen Teufelsplatte ist im grauen Kalkfelsen ein Abdruck täuschend ähnlich einem übergroßen menschlichen Gefäß, das Werk der Gletscherwasser in unvordenlicher Zeit, als der Schwarzungletscher bis in die Mitte des Wetterspitz hinaufreichte und mit seinen eisstarren Fluten das ganze Schwarzental erfüllte. Die Volksage weiß zu erzählen, daß Satan die neuerrichtete Kirche von Schwarzental mit einem ungeheuren Block zerstören wollte, den er aus dem Wallis herübertrug. Ein Engel schwante auf den Block nieder und zwang den Teufel sich auf die Platte zu setzen und auszuruhen, bevor er zum Wurf ausholte. Dann aber lähmte ein Blitz den Arm des Teufels und entriss ihm den Stein, der in die unergründliche Tiefe des Hexensees rollte.

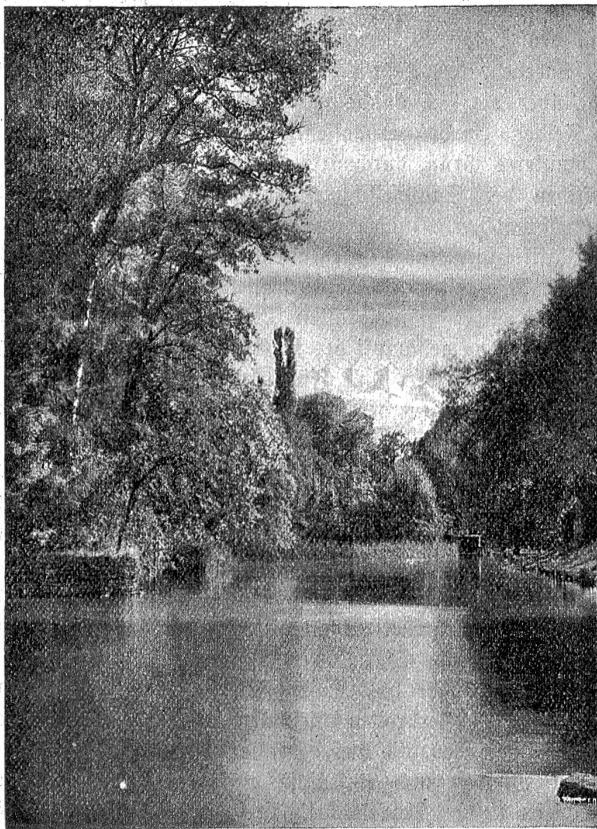
(Fortsetzung folgt.)

Die politische Volksgliederung der Zukunft.

Wir sehen in der politischen Literatur zeitweilig die Frage auftauchen: sind die alten politischen Parteien heute noch lebensfähig; sind sie noch das, was ihr eigentlicher Name, historisch genau gefaßt, bedeutet? Ja, behaupten die einen, nein, sagen ihre Gegner. Diese Streitfrage zu diskutieren hat nur theoretischen Wert. Auf der einen Seite weiß man ganz genau, daß jeder Parteiname nur die Form ist für einen Bekenntnisinhalt, der stetig wechselt nach den Forderungen der Zeit; auf der andern Seite überzeugt man leicht die Notwendigkeit, daß das historische Ideal ewigen Gesetzen gemäß sich auslebe, damit die Fundamente der jungen Wirklichkeit bis zum letzten Steine festgefügten stehn. Wenn aber in den Ratssälen mit pathetischer Gebärde, die rückwärts weist auf vergangene Herrlichkeiten, die Unvergleichlichkeit historischer Herrscherrechte beansprucht wird „zum Wohle und Gedeihen unseres Volkes“, so kann

dieses Schauspiel dem Einsichtigen nur ein stilles Lächeln entlocken. Die Zeit ist gründlich vorbei, da platonische Ideen den politischen Hunger einer Mehrheit zu stillen vermochten; heute will das demokratisch eingeschulte Volk substantielle Kost haben, es fragt sich jeder bei der Abstimmung: nützt es mir oder schadet es mir? Wer über diesen Materialismus heute die Hände ringt, erkennt sich selbst als Heuchler, wenn er im tiefsten Innern sich prüft. Es ist gewiß leichter, Barmherzigkeit zu üben, wenn man nur seinen Nebenzieher verschenken muß, als wenn man das Hemd hergeben soll; es ist billiger, Idealismus zu dokumentieren, wenn keinerlei Gefahr der Selbstentäußerung damit verbunden ist, als wenn es ins eigene Fleisch geht. Die letzte Abstimmung über die bernische Jagdgesetzesvorlage hat uns über dieses Kapitel eine wertvolle Lektion gegeben.

Fast wie eine Beweisführung für diesen Gedankengang liegt sich ein Aufsatz von Oskar A. H. Schmitz in der



Motiv an der Aare bei Thun mit Blümisalp.

Bremer Zeitschrift „Die Gildenkammer“. Wir können hier raumshalber nur das Wesentliche daraus zitieren. Der Verfasser bespricht zunächst deutsche Verhältnisse; er kritisiert das sozialdemokratische Machtprinzip, das auf die physische Kraft der Masse sich stützt; er nimmt gegen sie die regierende Minderheit in Schutz, die doch offenbar durch ihre Intelligenz ihre Herrscherrechte erkaufte habe und jetzt noch behauptete. Er gibt dann zu, daß das, was der Machtstellung der Minderheit nunmehr gefährlich werden könnte: die Gliederung der Masse, auch ein Produkt der Intelligenz sei. Der Zweck und das Ziel dieser Organisation der Besitzlosen: die Bekämpfung von Druck und Schwäche, Herrschaft und Dienst, das seien aber widersinnige, umstürzlerische Utopien, die man bekämpfen müsse; alle diese Verhältnisse lämen ja in der Natur auch vor und könnten unmöglich geändert werden. Aber ebenso wenig komme man um die Tatsache der sozialen Gliederung der Masse herum. „Gibt es ein Mittel, diese Wirklichkeit von jenem Hirngeist zu lösen?“ fragt dann der Verfasser verheißungsvoll. Hören wir, wie er die Frage lösen will. Seine Ansicht zu kritisieren, ist hier nicht der Ort. Die Vorschläge sind an und für sich schon interessant, da sie nichts weniger und nichts mehr als eine Neuorganisation der politischen Kultur versprechen.

„... Es gibt zwei Arten, die Massen zu beherrschen, ihnen eine geistige Richtung zu geben: die Bezauberung durch glänzende Persönlichkeiten, sowie durch eine überlegene Herrenkaste, oder aber die sinnvolle und zweckmäßige Gliederung... Die heutige Art zu herrschen ist die Gliederung des Volkes. Zucht und Gehorsam sind keineswegs verschwunden, aber die meisten wollen sich nicht mehr vom anders Gearteten eines anderen Standes befehlen lassen. Dafür entsteht eine vortreffliche Zucht innerhalb der Genossen-

schaften, besonders bei der Sozialdemokratie. Erklärt der Führer, daß im Kriegsfall kein allgemeiner Ausstand stattfinden wird, dann findet ganz gewiß keiner statt. Befiehlt ein Gewerkschaftsleiter, man habe sich der Sachbeschädigung zu enthalten, dann bleibt das Eigentum des Unternehmers sicherer als unter der Bewachung von Soldaten. Könnte sich nicht der Staat diese ausgezeichnete Klassenzucht zunutze machen? Ihm selbst gegenüber lockt sich sichtlich die Ehrfurcht. Könnte er nicht einen Teil seiner Machtbefugnisse, und zwar die persönlich fühlbarsten, freiwillig gegen Übernahme bestimmt. Pflichten und Verantwortungen auf Berufsgenossenschaften übertragen, die damit amtlich anerkannte Verbände würden, sich immer mehr im Sinne der Zünfte entwideln und dadurch langsam aus Umsturzherden zu Pfeosten der Gesellschaftsordnung werden können?

Unser Unternehmertum hat noch immer eine starke Abneigung gegen alle Arbeitervereinigungen. Das ist erklärlich, da das Gewerkschaftswesen vorläufig nur eine Hälfte seiner selbst entwickelt hat und dadurch allerdings eine unerhörte Ungerechtigkeit darstellt. Heute haben die Gewerkschaften nur Rechte; sie müßten aber gleichzeitig Standespflichten haben, d. h. als juristische Personen verantwortlich gemacht werden für jeden Schaden, den ihre Mitglieder im Beruf oder während eines Klassenkampfes (a vielleicht sogar überhaupt) verüben, so wie der Unternehmer dem Arbeiter, der in seinem Betrieb Schaden erleidet, wie Fremden gegenüber verantwortlich ist, die durch seine Arbeiter geschädigt werden.

... Die ganze Arbeiterversicherung könnte diesen neuen Zünften überlassen werden; dann zahlte der Arbeiter nicht mit Murren seine Spargroschen an den Staat, wie er sich heute einbildet, sondern an die Vertreter seines Standes, mit dem er sich zusammengehörig fühlt. ... Man könnte ihnen dafür wieder eine Art Zunftgerichtsbarkeit mit einer gewissen Strafgewalt über ihre Mitglieder überlassen, die unter diesen ein größeres Ansehen, mehr Vertrauen und Beliebtheit genöxe, als heute die ihnen verhaftete und oft unverständliche Rechtsprechung durch den Staat. . .

Aus solchen auf tatsächlichen Verhältnissen beruhenden Zünften aller Berufsarten, nicht mehr aus künstlich und durch Redensarten zusammengeschmiedeten politischen Parteien, würden die Vertreter der gesetzgebenden Versammlungen hervorgehen müssen. Jeder würde aus seinem eigenen Lebenskreis heraus wählen, den er wirklich kennt, und sein Vertreter würde seine wirklichen Bedürfnisse zum Ausdruck bringen. Die Zünfte würden natürlich nicht nach der Anzahl ihrer Mitglieder bewertet werden, wären vielmehr gleichberechtigt. Es könnten nicht mehr die großen Städte, die Hauptstädte



Steffisburg.

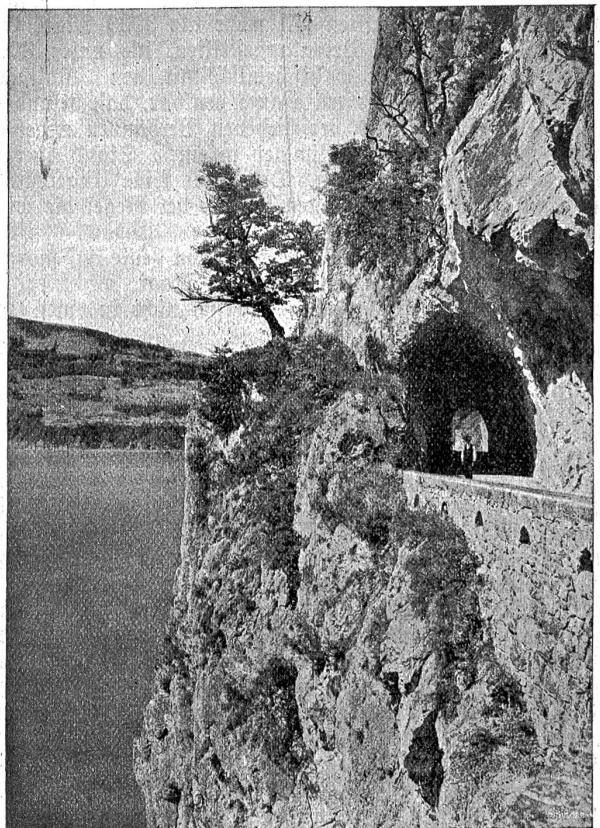
von Bildung und Vermögen, wie heute, ausschließlich durch Arbeiter vertreten sein, diesen stünden gleichberechtigt die in Zahl geringeren, aber ebenso wichtigen anderen Stände, in

Verbände gegliedert, gegenüber. Die Bedeutung der Arbeiterklasse ist außerordentlich groß, aber doch nicht so groß, daß sie alle anderen Klassen vergewaltigen dürfte, wie das die zugestandene Absicht der sozialdemokratischen Partei ist. Dies aber würde dadurch verhindert werden, daß ebenso wie sie, das Beamtenamt, der Kriegerstand, die Gelehrten, die Künstler, die erwerbenden Berufe usw. vertreten würden... Die Verhebung mit Hilfe politischer Redensarten, die nur die wirklichen Bedürfnisse verwischen, würde fortfallen; bei allen Staatsangelegenheiten könnten Meinung und Wunsch der verschiedenen, tatsächlichen Interessenkreise wirklich gehört und Kräfte frei werden, aus denen nach einem Bismarck'schen Wort der Staatsmann die Diagonale zu finden hätte. Der dauernde Bürgerkrieg, den das heutige Partei-leben darstellt und den man sich gewöhnt hat, mit all seiner Verderbnis der Sitten und der Charaktere als selbstverständlich und notwendig zu betrachten, wäre zu Ende, alle Beziehungen zwischen den Menschen würden wahrhaftiger werden. Natürlich kann die Unzufriedenheit der Untüchtigen niemals ein Ende nehmen; sie werden selbstverständlich immer für ihr Unglück die schlechte Welt und besonders die verkehrt eingerichtete Gesellschaft als Ursache hinstellen, aber dieses Murren wird folgenlos sein. Nicht mehr die Zahl der Unzufriedenen dürfte den Ausschlag geben, vielmehr sollen ihre wahren und berechtigten Bedürfnisse durch die Vertreter ihrer Genossenschaften zum Ausdruck kommen; der Tüchtige aber fände hier unter allen Umständen einen Weg.

Die einzelnen Klassen sind leider durch den Wirtschaftskampf heute einander derart entfremdet, daß der Dienstbote in dem Herrn nicht mehr den menschlichen Bruder sieht und darum keine Pflichten gegen ihn anerkennen will. Für Gewalttat und Schaden einzelner, nicht nur politisch umstürzerischer Art, wären die Berufsgenossenschaften haftbar zu machen, auch wenn die einzelnen Täter nicht zu finden sind. Das wäre keine Ungerechtigkeit, denn es käme, wie gesagt, dann überhaupt nicht mehr zu derartigen Schädigungen. So würde die außerordentliche Zucht und sittliche Kraft, die heute trotz allen verfehlten Meinungen in den sozialistischen Verbänden liegt, der Allgemeinheit dienstbar gemacht; aus diesen Verbänden würden staatserhaltende Glieder der Gesellschaft werden.

Auch die Frage des Frauenstimmrechts würde sich dann von selbst lösen, da nicht mehr der Mensch aus sogenanntem Menschenrecht, sondern das Glied eines Berufsverbandes wählen würde. Wer nun als Arbeitender oder als Besitzender sich in einem solchen Verbande befindet, wählt darin, ob Mann oder Weib. Ob aber ein Verband eine Frau als Ver-

treter seiner Forderungen in die gesetzgebende Körperschaft schicken will, das kann man dann ruhig dem Verband überlassen. Vorkommen wird es vermutlich nicht, denn wenn man

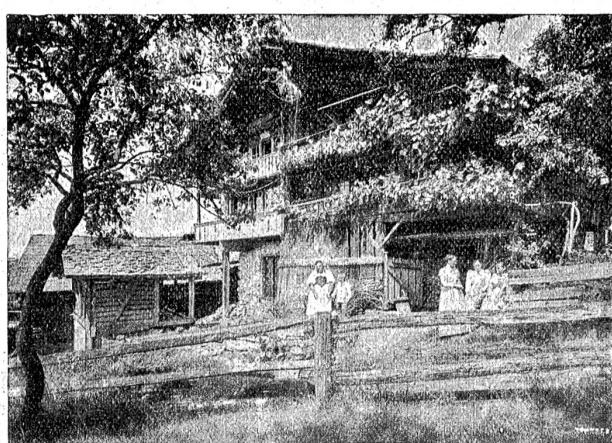


An der Merligenstrasse.

des Staates wäre dann ausgeschlossen, denn das Weib sucht nicht Einfluß als Weib, sondern als Trägerin eines Interesses. Das aber knüpft sie in diesem Fall an den gleich interessierten Mann, nicht an ihr Geschlecht.

Die Zersplitterung der Familien, die Entwurzelung des Arbeiters würde gleichfalls geheilt. Jeder wählt wieder, wie im Mittelalter, wohin er gehört. Es gäbe keine eigenlichen Proletarier mehr, alle Welt wäre staatserhaltend im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Sinn; die freie Zeit könnte viel mehr als heute wahrer Geistigkeit oder harmloser Freude gewidmet sein statt fruchtlosem Erörtern allgemeiner politischer Fragen, die der einzelne nicht übersieht und die mit seinem Wohlergehen tatsächlich weniger zu tun haben, als er selbst meint.

Wir würden also mit einem Wort wieder zu einer Ständevertretung kommen, die sich freilich auf ganz veränderter wirtschaftlicher Grundlage aufbauen müßte, als das einseitige und vom heutigen Standpunkt aus willkürliche Ständewesen des Mittelalters... Ein Einwand gegen eine Ständevertretung wird von scheinbaren Idealisten darin gesucht, daß es dann in der Politik nur noch materielle Forderungen geben würde. Das wäre aber kein Nachteil, wenn dies offen zugestanden wird. Die Widersprüche und heute noch unvermeidlichen Unwahrhaftigkeiten unseres Parteiwesens beruhen ja nur darauf, daß es im Grund auch wesentlich wirtschaftlichen Forderungen dient, die mit allerlei idealen Forderungen verquält werden. Die aber werden mehr als heute zum Ausdruck kommen, wenn vielleicht ein Viertel aller Stimmen den idealen Berufen gehören, d. h. denen, welche nicht in erster Linie um des Erwerbs willen gesucht werden; dazu würden die Beamten und Offiziere, die Geistlichen und Lehrer, die Aerzte, Richter, Künstler, Schriftsteller, alle natürlich in gesonderten Verbänden, zählen. Die



Bauernhaus bei Gunten.

treter seiner Forderungen in die gesetzgebende Körperschaft schicken will, das kann man dann ruhig dem Verband überlassen. Vorkommen wird es vermutlich nicht, denn wenn man

Landbewohner müßten sich in Groß- und Kleinbesitz, sowie Landarbeiter gliedern. Zu Handel und Gewerbe würden alle praktischen, auf eigene Faust betriebenen Berufe zählen, sowie die Privatangestellten mit mehr als 3000 Mark Gehalt. Die abhängigen Privatangestellten, die unter 3000 Mark verdienen, hätten wahrscheinlich mit den städtischen Arbeitern zu wählen. Es wäre auch denkbar, daß besonders vielseitige Persönlichkeiten verschiedenen Verbänden angehören und dadurch mehrere Stimmen in einem Stand oder in mehreren Ständen gewinnen. Das wäre keine Ungerechtigkeit, denn solche Persönlichkeiten sind in der Regel die wichtigsten...

Alles dies läßt sich natürlich nicht von heute auf morgen einrichten; mir scheint aber, daß der Staat, wenn er die Zeichen der Zeit richtig deuten und sich nicht in einen un-

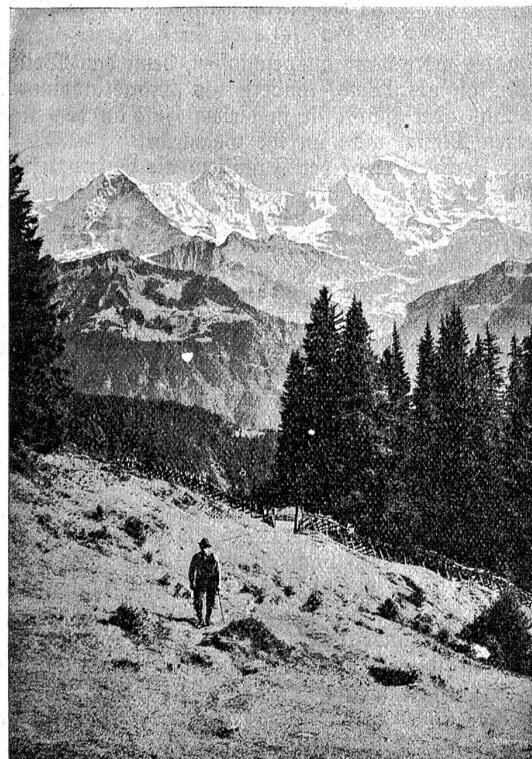
fruchtbaren Gegensatz zu nicht mehr zu beseitigenden Kräften setzen will, vorläufig unbedingt alle Formen förperschaftlicher Gliederung anerkennen, aber seiner Oberaufsicht unterworfen sollte, Gewerkschaften so gut wie Syndikate, Kartelle und Trusts. Diese Neubildungen sind die ersten Anzeichen dafür, daß die Flegeljahre des Umsturzes vorbei sind; der liberale Individualismus der Manchester-Schule ist überwunden. Das neue Genossenschaftswesen, das überall zu unbestrittenen Blüte gedeiht und in keiner Weise bekämpft, wohl aber geleitet werden kann, bedeutet ebenfalls eine staats-erhaltende gesellschaftliche Kraft, auf Grund deren die Entwicklung weitergehen wird. Die Frage ist nur die, ob unsere staatserhaltenden Parteien so triebischer sind, daß sie das „Konservative“ in diesen Bewegungen anerkennen und sie dem Alten eingliedern, ehe dies vernichtet ist..."

Elektrische Straßenbahn Steffisburg=Thun=Interlaken.

Das schweizerische Bahnnetz ist um eine sehr interessante Bahnstrecke bereichert worden: Die elektrische Bahn Steffisburg-Thun=Interlaken, die seit anderthalb Jahren im Bau und seit einigen Monaten bis Beatenbucht eröffnet war, hat den Betrieb auf der ganzen Linie aufgenommen. Damit ist eine Gegend dem Reisenden-Verkehr erschlossen, die an landschaftlicher Schönheit keinem Gebiet der Schweiz nachsteht — heißt das von der Bahn berührte Gebiet doch nicht umsonst die schweizerische Riviera. Die Bahn bedient mit ihren beiden, von Thun ausgehenden Linien nach Steffisburg und Interlaken einerseits die industriereichen Vororte Thuns, Glöckental und Steffisburg, anderseits die bekannten Kurorte des nördlichen Thunersee-Ufergeländes, Hilterfingen, Oberhofen, Gunten, Merligen und Beatenbucht, die Tal-

Sees gelegenen Fremdenzentren Thun und Interlaken. In schönen Wagen, die so gebaut sind, daß der Reisende zum ungetrübten Genuß der schönen Aussicht kommt, erreicht man in abwechslungsreicher Fahrt ab Thun-Bahnhof den in Hoffstetten, dem eigentlichen Fremdenzentrum Thuns, gelegenen Kursaal. Von da fahren wir über Hünibach, ständig der rechtsufrigen Thunerseestraße folgend, wo man eine prächtige Aussicht auf den See und die gegenüberliegenden Bergriesen des Oberlandes hat, durch die vielbesuchten, schlösser-geschmückten Ortschaften Hilterfingen und Oberhofen. In wundervoller, immer dem See entlang gehender Fahrt kommen wir nach den freundlichen Uferorten Gunten, von wo eine Automobilverbindung nach dem einladenden Bergdorf Sigriswil abweigt, und, nachdem wir an der im Schloß Ralligen untergebrachten bekannten Koch- und Haushaltungsschule vorbeigefahren sind, nach Merligen, von wo wir dann weiterhin nach kurzer Fahrt nach Beatenbucht gelangen. Hier haben wir reichliche und praktisch angelegte Anschlüsse an die Beatenbergbahn, die uns in 14 Minuten nach dem berühmten Kurort Beatenberg bringt. Für die Bahn Steffisburg-Thun=Interlaken aber beginnt gerade in Beatenbucht der interessanteste Teil der Strecke. Sie erreicht von der sogenannten Nase an, dort, wo die alte Merligenstraße in die vorausgehenden Felspartien des Niederhorns ansteigt, bald die weit vortretenden Felsen umkreisend, bald in überwölbten Galerien fahrend oder die hohen Kalkwände in Tunnels durchbrechend, dem staunenden Auge ein padendes Bild nach dem andern bietend, ein Gebiet, das der berühmten Akenstraße in keinem Punkte nachsteht. Kurz hinter Beatenbucht werden die weltberühmten Beatushöhlen, inmitten ihres großen, von vielen Wasserfällen des Beatenbaches belebten Naturparadies erreicht. Die eigentlichen Höhlen, auf 900 Meter elektrisch beleuchtet, bilden mit ihren Tropfsteingebilden eine große Sehenswürdigkeit; es kann der Besuch jedermann als Abstecher bestens empfohlen werden. Von Beatushöhlen aus setzt die Bahn ihren Weg fort, bedient den Weiler und die Hotels Gundlauen, Manor-Farm und Neuhaus, um dann durch das alttümliche Städtchen Unterseen, ebenfalls ein bedeutender Kurort, beim Bahnhof Interlaken ihren Endpunkt zu finden.

Im übrigen bietet eine Fahrt auf der Bahn nicht nur hohe landschaftliche Genüsse, sondern auch technisches Interesse durch die durch ihre Errstellung notwendig gewordenen neuen Straßenanlagen, Tunneldurchbohrungen und Brückenbauten. Durch sie wird der durchgehende Verkehr Thun=Interlaken auch auf dem rechten Thunersee-Ufer ermöglicht, ein Vorzug, den sicher nicht nur das einheimische Publikum, sondern auch die vielen Tausende von Fremden schätzen werden, die alljährlich das Berner Oberland bereisen.



Beatenberg. Auf dem Wege zum Gemmenalphorn
(mit Eiger, Mönch und Jungfrau).

station der Beatenbergbahn und endlich die weitbekannten Beatushöhlen, mit den beiden am Ost- und Westende des